



## **Lebenserinnerungen**

**Waldeyer-Hartz, Wilhelm von**

**Bonn, 1922**

3. Straßburg. Eröffnung der neuen Universität; der Zwischenfall v. Aufseß - Binding. - Freiherr v. Roggenbach. - Erste Einrichtungen der Universität und ihrer Anstalten; akademisches Lagerleben. - ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

tom nach Straßburg im Elsaß folgen wolle. Mit meiner Frau ging ich zu meinen Schwiegereltern. Es war ja klar, daß ihnen und meiner Frau der Abschied voneinander schmerzlich sein mußte; aber mein Schwiegervater, der meine Wünsche kannte, stimmte mir gleich freudig bei, den Ruf anzunehmen. Ich verdankte ihn, wie erwähnt dem Umstande, daß Max Schultze (Bonn) und Lieberkühn, dieser damals in Marburg, abgelehnt und Henle und v. Recklinghausen, der schon für Straßburg gewonnen war, für mich gewirkt hatten.

### 3. Straßburg.

Eröffnung der neuen Universität; der Zwischenfall v. Aufseß-Binding. — Freiherr v. Roggenbach. — Erste Einrichtungen; akademisches Lagerleben. — Die medizinische Fakultät; mein Kollege und Freund G. Joessel. — Neubau des Anatomischen und Pathologischen Instituts. — Friedrich v. Recklinghausen. — Andere Straßburger Kollegen; Adolf Kussmaul. — Institutstätigkeit; meine Assistenten und Laboranten. — Das Straßburger Bürgerspital. — Berufungen von Straßburg aus. — Vom Deutsch- und Französisch-Sprechen im Elsaß. — Politische Stellung Elsaß-Lothringens; v. Moeller, v. Mantuffel. — Gespräch mit französischen Kollegen über das Elsaß. — Unbeliebtheit der norddeutschen, namentlich der preußischen Beamten; der Zaberner Zwischenfall. — Die elsässische Bevölkerung. — Friedrich Althoff; meine Berufung nach Berlin; Einigung mit Reichert; Reicherts Tod.

Die Umzugsfahrt ging über Berlin zu meinen Eltern nach Bökerhof, wo meine Frau mit meinen beiden in Breslau geborenen Kindern noch einige Zeit blieb. Am 18. April 1872 hielt ich meinen Einzug in Straßburg und stieg im damaligen Englischen Hofe ab. Ich nahm Besitz von der mir durch den Universitätsquästor vorher gemieteten Wohnung am Alten Weinmarkt, machte die nötigen Besuche und richtete mich in dem damaligen Anatomischen Institute, so gut es eben gehen wollte, ein. Einige Tage darauf folgte mir meine Frau mit den Kindern nach; ich holte sie von Heidelberg ab. Auch kam mein Schwiegervater nach, um der Feier zur Eröffnung der Universität am 1. Mai 1872 beizuwohnen.

Als erster Rektor war der Theologe Bruch, der bereits der französischen Universität angehört hatte, bestellt. Im Schlosse, welches als Festgebäude für die Universität eingerichtet war, wurde der Festakt vorgenommen und Bruch und Anton Springer hielten die

Festreden. Am Nachmittage ereignete sich der unliebsame Zwischenfall mit dem Freiherrn v. Aufseß, der seiner Zeit soviel Aufsehen erregte. Wie mir berichtet wurde, ging es dabei in folgender Weise zu: Vor dem Schlosse hatten sich eine große Menge Einheimischer und Eingewanderte versammelt, um Festgesängen und Ansprachen zu lauschen. Nach einem der Gesänge oder nach einer Ansprache ertönten plötzlich vom Schlosse her einige schrille Pfeiffe, die man im Augenblicke kaum anders als eine Verhöhnung deuten konnte. Der eben nach Straßburg berufene Rechtslehrer Karl Binding eilte ins Schloß und sah dort auf einer zum Hofe hinabführenden Treppe einen älteren Mann stehen, der mit einem kleinen Pfeifchen wieder pfiiff. Er rief ihm von unten zu, daß er das Pfeifen unterlassen möge, der Mann hörte aber nicht darauf, sondern setzte wieder zum Pfeifen an. Da eilte Binding die Treppe hinauf, begreiflicherweise in der Meinung, daß es sich tatsächlich um eine Verhöhnung handle und zog dem ihm Unbekannten heftig den Arm mit der Pfeife weg, ihm dabei seine vermeintliche Ungehörigkeit verweisend. Der im höheren Alter stehende, auf die unsanfte Berührung nicht gefaßte Mann, es war der Freiherr v. Aufseß, der zur Teilnahme an dem Feste gekommen war, kam zu Fall. Weiter ist nichts geschehen. Von einer Mißhandlung seitens Bindings, wie verbreitet wurde, ist keine Rede. v. Aufseß reiste auch am anderen Tage ohne irgend einen Schaden genommen zu haben ab, verstarb aber nach einigen Tagen an einer Lungenentzündung, die nun auch wieder ungerechter Weise mit dem Falle in Verbindung gebracht worden ist. Das Verhalten des Freiherrn v. Aufseß erklärte sich dadurch, daß der schwerhörige alte Herr durch das Pfeifen seinen Diener, der mit ihm im Schlosse Wohnung hatte, herbeiholen wollte. Wegen seines Gehörleidens hatte er auch den Warnungsruf Bindings nicht vernommen und so kam durch eine zufällige Verkettung von drei Dingen, die nichts miteinander zu tun hatten, der Gesänge und Reden, der Schwerehörigkeit des Freiherrn und dessen Erkrankung das Unglück zu Stande, inloedessen Binding so hart beurteilt wurde.

Am anderen Tage fand der Ausflug nach dem Odilienberge statt, welcher den Glanzpunkt der Festlichkeiten darstellte. Wer diesen Tag miterlebt hat, wird ihn nicht vergessen. Die Begeisterung bei den Reden, die in das zu den Füßen der Redner und Hörer ausge-

breitete blühende Land hinein von dieser hohen, geschichtlich berühmten Warte gehalten wurden, war hoch und echt. Die Beteiligung an dieser Bergfeier war eine unerwartet große, so daß wohl ein Viertel der Anwesenden bei der einfachen Mittagskost, welche die Klosterfrauen auf dem Odilienberge zu verabreichen übernommen hatten, übergangen werden mußten. Das führte zu manchen zum Teil komischen Szenen. Doch wurde zum Schluß noch so gut gesorgt, wie es eben möglich war. Ich habe den schönen Berg später noch öfter besucht.

Nun begann aber die Arbeit: Täglich fanden Beratungen von Seiten des Senates und der Fakultäten statt. Abends kam man dann meist in der Meisengasse im „Café de la Mésange“ zusammen, wo oft wichtige Verabredungen getroffen wurden. Die ersten Sitzungen der medizinischen Fakultät fanden in dem Gebäude statt, in welchem das Physiologische Institut untergebracht war, wo Goltz uns ein passendes Zimmer zur Verfügung stellen konnte. Als die heiße Jahreszeit herankam, saßen wir öfters da in Hemdärmeln, rauchten Zigarren und nahmen auch wohl ein Glas Bier; Fakultätssitzungen wie diese, sind gewiß sehr selten gehalten worden. Die ersten Einrichtungen in den Instituten mußten oft aus dem Stegreif gemacht werden; v. Recklinghausen und ich wanderten von Laden zu Laden, stiegen zu den Magazinen hinauf, um selbst alles auszusuchen und einzukaufen, was nötig war. Binding hatte völlig Recht, wenn er die damaligen Zustände in Straßburg als ein „akademisches Lagerleben“ bezeichnete.

Trotz aller dieser Unvollkommenheiten und aller Mühen, die es machte, einen gewohnten und geordneten Betrieb einzurichten, kann ich sagen, daß diese Zeit die schönste meines Lebens war. In dem erhebenden Gefühl, mitgewirkt zu haben an der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches, an der Wiedergewinnung des echten deutschen Landes Elsaß und der Wiederaufrichtung einer alten, berühmten deutschen Universität, liegt etwas so Hohes und Befriedigendes, wie es durch nichts anderes gegeben werden kann. Wir Alle, die wir damals berufen wurden, mitzuhelfen und es in noch frischem, jugendlichem Alter mit voller Kraft tun konnten, sind zu beneiden.

Mit mir waren zur Medizinischen Fakultät berufen: Friedrich Goltz, mein ehemaliger Königsberger Kollege, als Physiologe,

Friedrich v. Recklinghausen als Pathologischer Anatom, Oswald Schmiedeberg als Pharmakologe, Ernst Leyden als innerer Kliniker, Albert Lücke als chirurgischer Kliniker, Adolf Gusserow als gynäkologischer Kliniker, Freiherr Richard v. Krafft-Ebing als Neurologe, Ludwig Laqueur als Ophthalmologe. Dazu traten von der früheren französischen Universität Friedrich Wieger als Pathologe, Eduard Strohl als Pharmakologe, Adolf Aubenas als Gynäkologe, Abraham Kuhn als Otiater und Georg Joessel als Anatom. Schützenberger behielt seine innere Klinik im Bürgerspital, trat aber nicht in die neue Fakultät ein. Er suchte längere Zeit für die Beibehaltung einer besonderen elsässischen medizinischen Fakultät neben der deutschen zu wirken und bereitete uns im Bürgerspitale manche Schwierigkeiten. Das taten auch noch andere Primärärzte, die aus der französischen Zeit am Bürgerspital verblieben waren. Wieger, Strohl, Aubenas, Kuhn und insbesondere Joessel dagegen schlossen sich aufrichtig der neuen deutschen Fakultät an.

Joessel war von Roggenbach, ohne daß ich darüber befragt worden war, zum Ordinarius mit dem Lehrauftrage für topographische Anatomie ernannt worden. Er war aber völlig im Unklaren gelassen worden, wie seine Stellung zu mir abzugrenzen wäre, welche Rechte er am Leichenbezüge, am Präpariersaale, an der Sammlung, an den Räumen des vorhandenen Instituts haben sollte. Es mußte meine erste Sorge sein, zumal die vorhandenen Räume und das Material keine Teilung zuließ, hier Klarheit zu schaffen. Es lag da ein Fehler vor, wie sich deren Roggenbach mehrere hatte zu Schulden kommen lassen. Er war eine edle, hochzuschätzende Persönlichkeit, Idealist, aber kein Praktiker. Er hätte sich ja beraten lassen können; aber die Berater, die er zuzog, waren auch nicht in allem bewandert. So kam es denn auch, daß Roggenbach, als wir erst Alle da waren, die Tätigkeiten beginnen sollten, und von allen Seiten die Anforderungen an ihn herantraten, gewahrt wurde, daß er der Sache nicht völlig gewachsen war und zurücktrat.

In der Angelegenheit meines Kollegen Joessel machte ich die Schwierigkeiten geltend, die sich aus der Doppelbesetzung des Faches der Anatomie gleich bei der Begründung der Universität ergeben mußten. Ich schlug vor, daß Joessel die Stelle eines Prosektors am Institute einnehmen solle; mir war ja dessen Direktion amtlich

übertragen worden. Ihm, als Prosektor, würde ich einen Anteil an den Honoraren des Präparier-saales abtreten; ferner solle er die Vorlesungen über topographische Anatomie nebst topographisch-anatomischen Übungen an den Leichen allein übertragen bekommen, mir aber wieder im Sommer bei den mikroskopischen Übungskursen helfen. Ich bat Roggenbach, ihm die Annahme dieser Vorschläge zu empfehlen; ich würde auch selbst ihn dazu zu bestimmen suchen. Ich ging nun zunächst zu Joessel und stellte ihm vor, daß er mit Annahme meiner Vorschläge eine volle, ihn befriedigende Tätigkeit haben werde. Falls er nicht annehme, müßte ich mir einen anderen Prosektor suchen und dann wäre er in seinen Vorlesungen, wie in seinem Material, selbst bei meinem besten Willen, beschränkt. Wie ich vorausgesehen hatte, sagte mir Joessel, er wolle sich die Sache überlegen und mit Roggenbach Rücksprache nehmen. Am anderen Tage war die Angelegenheit nach meinen Vorschlägen erledigt und sie gedieh für Jeden von uns zum Besten. Joessel war ein aufrichtiger, vortrefflicher Mensch, der der Sache dienen wollte. Ebenso stand es mit seiner Familie. Seine junge Frau war eine Tochter aus dem altberühmten Glockengießerhause Edel, eine liebe, ihrem schönen Namen voll entsprechende Natur, mit der meine Frau bald volle Freundschaft schloß. Joessel nahm wahr, daß er auf dem Präparier-saale den größten Einfluß gewann, der ihm als Prosektor auch zustand und den ich ihm gern überließ, zumal er sein Amt in bester Weise verwaltete. So konnte er auch für seine topographisch-anatomischen Vorlesungen und Übungen am besten sorgen, da ich ihm stets vorher sagte, welches Material ich für meine Vorlesungen gebrauchte und ihm die Bestimmung über das andere überließ. Seine Vorlesungen über Topographische Anatomie erwiesen sich, da er selbst ausübender Chirurg gewesen war, als sehr geeignet und wirksam und wurden von den Studierenden sehr geschätzt. Von mikroskopischer Anatomie hatte er wenig Kenntnis; ich half ihm erst sich da einzubürgern, so daß er auch leidlich fertig wurde. Nachher, als ich in v. Brunn und v. Mihalkovics geübte Helfer fand und Joessel ohnehin genug Arbeit hatte, gab er die Teilnahme an diesen Übungen freiwillig ab. Zwischen Joessel und mir entstand bald eine aufrichtige Freundschaft, die sich auch auf die beiden Familien übertrug und bis heute bei den noch Überlebenden fortbesteht. Auch zwischen meinem

Nachfolger Gustav Schwalbe und Joessel entwickelte sich ein gutes Verhältnis. Leider hat ein früher Tod (infolge eines Abdominaltyphus) den mir lieben und werten Kollegen vorzeitig hinweggerafft. Ich ließ es mir nicht nehmen, von Berlin nach Straßburg zu eilen, um ihm persönlich das letzte Geleit zu geben.

Von Kollegen anderer Fakultäten, die schon bei der Gründung der Universität zugegen waren, nenne ich die Theologen Bruch, Reuss und Cunitz, alle von der früheren französischen Universität übernommen, die Juristen Heinrich Brunner, Paul Laband, August Sigismund Schultze, Sohn meines früheren Greifswalder Lehrers Sigismund Schultze und Bruder Max Schultzes in Bonn und Bernhard Schultzes, des Jenenser Gynäkologen; von Mitgliedern der Philosophischen Fakultät den Chemiker Adolf Baeyer, den Physiker August Kundt, die Botaniker Anton de Bary und Graf Hermann v. Solms-Laubach, die Zoologen Oskar Schmidt und Alexander Götte, den Paläontologen Wilhelm Schimper, den Mineralogen Paul Groth, die Mathematiker Reye und Christoffel, den Geologen Wilhelm Benecke, den National-Ökonomen Gustav Schmoller, den Philologen Wilhelm Studemund und den Astronomen Friedrich Winnecke, von denen wir mit Oskar Schmidt, Götte, de Bary, Winnecke und Kundt auch in Familienumgang kamen.

Wie ich in Königsberg und Breslau das Kegelspiel gepflegt hatte, so auch in Straßburg, wo sich bald eine Kegelgesellschaft bildete, deren eifrigstes Mitglied der Graf Solms-Laubach war. Er zeigte das einst in belustigender Weise, indem er, als ich einen schön gezielten Wurf unserer Gegenpartei, der mit einem Schlage die Acht um den König niederwarf, mit einem „Das war ja eine prächtige Kugel“, anerkannte, mir das leise verwies: „Das dürfe ich nicht sagen, das feuere unsere Gegner nur an.“

Wie sich das naturgemäß entwickelte, herrschte damals im Verkehr mit den Kollegen eine angenehme Einigkeit. Jeder fühlte, daß er hier mit seinen Kollegen vor eine wichtige vaterländische und wissenschaftliche Aufgabe gestellt war, tat sein Bestes und suchte das Zusammenwirken aller eingewanderten Deutschen und deutschfühlenden Einheimischen zu fördern, gegenüber der merkbaren Hinneigung vieler Elsässer zu Frankreich. Dieser Zusammenhalt, das sichtbare

Aufblühen der Universität, die fast durchweg uns sympathische Bevölkerung des anheimelnden Landes, die Nähe des Schwarzwaldes und der Vogesen wie der Schweiz, die uns bequeme Gelegenheiten zu den lohnendsten kürzeren Ausflügen und zu längeren Ferientaufenthalten mit Familie bot, machten mir und den Meinigen die elf Jahre, die wir in Straßburg zubrachten, zu den angenehmsten, die es für uns gegeben hat.

In der medizinischen Fakultät trat bald ein Wechsel ein, indem Leyden und Gusserow nach Berlin, v. Krafft-Ebing nach Wien berufen wurden und den Ruf annahmen. An ihre Stelle traten Adolf Kussmaul von Freiburg kommend, Wilhelm A. Freund, nachdem Spiegelberg abgelehnt hatte, aus Breslau und Friedrich Jolly aus Würzburg. Mit allen dreien traten wir wieder in Familienverkehr angenehmster Art, der auch dauernd geblieben ist, wie überhaupt der mit sämtlichen Mitgliedern der medizinischen Fakultät, die Herren Wiegner, Strohl und Aubenas ausgenommen, mit denen wir zwar in gutem Einvernehmen auf Fakultätsboden lebten, die jedoch keinen näheren Anschluß an die zugewanderten deutschen Kollegen suchten.

Insbesondere will ich hier noch, außer Joessels, der Kollegen und Freunde v. Recklinghausen, Kussmaul, W. A. Freund, de Bary, Kundt, Schmiedeberg, Oswald Kohts und Fr. Wilhelm Zahn gedenken, die mir im Leben besonders lieb und wert geworden sind, vor allem Recklinghausen. Ich erwähnte bereits von ihm, daß ich die erste persönliche Beziehung in Königsberg hatte. Er kam von da nach Würzburg und war dann einer der ersten, die nach Straßburg berufen wurden. Er hat auch auf die Besetzung der medizinischen Fakultät in Straßburg Einfluß gehabt. Die erste Besprechung, die ich mit ihm in Straßburg hatte, betraf den Leichenbezug. In Straßburg bestand aus französischer Zeit die Gepflogenheit, daß die Leichen derjenigen Personen, welche im Bürgerspital bis zu ihrem Tode unentgeltlich gepflegt und ärztlich behandelt worden waren, der Anatomie überwiesen wurden, wo sie eine Woche lang zum Unterricht der Studierenden verwendet werden durften. Nachher wurden diese Leichen, nach sorgfältiger Herrichtung des früheren Zustandes, eingesargt, in die Spitalskapelle verbracht und von dort aus unter Zuziehung der Angehörigen und Freunde, die benachrichtigt wurden, in der üblichen feierlichen Weise beerdigt. Die Bevölkerung Straß-

burgs war daran gewöhnt, so daß Niemand daran Anstoß nahm und daß mit Ausnahme eines Falles, von dem ich bald berichten werde, solange ich in Straßburg war, keine Unzuträglichkeiten vorkamen. Für Recklinghausen war, da ein Pathologisches Institut bei der französischen Universität gefehlt hatte, eine Art Baracke an die Anatomische Anstalt angebaut worden und es handelte sich darum, festzustellen, wem die vom Spital zur Anatomie gelieferten Leichen überwiesen werden sollten, dem Pathologischen oder dem Normalen Anatomen. Da andere Bezugsquellen in Elsaß-Lothringen kaum vorhanden waren, so mußte diese Frage zwischen Recklinghausen und mir entschieden werden, denn der Spitalsverwaltung konnte die Überweisung unmöglich überlassen werden. Recklinghausen schlug vor, zunächst ihm die Leichen zu überweisen; ich möge das Bedürfnis der Anatomie ihm rechtzeitig anmelden; er werde sorgen, daß dem entsprochen werde. Als früherer Pathologischer Anatom mußte ich mir sagen, daß Recklinghausens Vorschlag durchaus berechtigt war und so trafen wir die Einigung über diesen wichtigen Punkt. In der ganzen Zeit unseres Zusammenarbeitens in Straßburg ist nicht die geringste Mißhelligkeit zwischen uns vorgekommen.

Der Fall, dessen ich vorhin als einer Unzuträglichkeit bei der erwähnten Behandlung der Spitalsleichen in Straßburg gedachte, muß als ein tragikomischer bezeichnet werden. Es handelte sich um die Bestattung einer älteren Frau. Die Angehörigen und ein Teil der Bekannten der Verstorbenen waren in der Kapelle der Anatomie, die beim Neubau dieser Anstalt dort eingerichtet war, um den aufgebahrten Sarg bereits versammelt und warteten auf den Priester. Ich kam auf dem Wege zum Anatomischen Institute gerade an der offenstehenden Kapelle vorbei und als ich die Trauerversammlung dort gewahrte, stellte ich mich zu den Leuten vor den Sarg, in der bestimmten Absicht, ihnen zu zeigen, daß ich die Toten, die mir überwiesen waren, ehren wolle. Bei der Anatomie waren damals zwei Brüder, Toni Adam und Jean Adam, Elsässer, als Diener angestellt, die ich von der französischen Anatomieverwaltung her übernommen hatte, und mit denen ich auch sehr zufrieden war. Der Jüngere, Jean, war ein herkulisch gebauter Mann; er hatte gerade den Dienst bei der Beerdigung und ich hörte ihn, als ich hinzutrat, die Leidtragenden fragen, ob er den Sarg noch einmal öffnen solle.

Einige schüttelten den Kopf, doch einer sagte: „Wir möchten doch die Mutter noch einmal sehen.“ Jean hob zuversichtlich den Deckel vom Sarge und man erblickte die Leiche eines bärtigen Mannes! — Stumm schauten die Leute auf die Leiche, dann erhob sich ein Gemurmel des Unwillens; der Diener selbst war erschrocken. Ich dachte, es sei am besten, ihm als Elsässer die Lösung mit seinen Landsleuten zu überlassen und das war auch richtig. Jean, der bald seine Ruhe wiedergefunden hatte, sagte: „Wart’ ein weng’, ich hol’ Euch die Mutter.“ Inzwischen war aber der Unwille der Leute gestiegen und aus dem Gemurmel brachen laute Vorwürfe heraus. Da verlor auch er seine Geduld, trat vor, faßte den Sarg und sagte festen Tones: „Meinen denn Ihr, ich könnt alli alte Wiwer von Stroßburi kennen?“ Damit hob er den Sarg, wie wenn es eine kleine Kiste gewesen wäre und trug ihn hinaus, kam gleich darauf zurück mit einem anderen Sarge, stellte ihn auf die Bahre, hob den Deckel und zeigte auf die darin gebettete Leiche der Frau, um deren Bestattung es sich handelte. Alle blieben ruhig und ohne weitere Störung vollzog sich die Beerdigung in der hergebrachten Weise. Ich war froh, daß ich einen Elsässer als Anatomiewärter hatte; einem anderen Deutschen wäre die Sache wohl nicht so leicht geworden.

Toni Adam starb während meiner Amtsführung; Jean verheiratete sich, kündigte seine Stelle bei der Anatomie und eröffnete eine kleine Wirtschaft. Die dann von mir angenommenen beiden Diener, Sachsen von Geburt, hatten, obwohl sie sehr ruhige und gefällige Leute waren, doch viel mehr Schwierigkeiten mit der heimischen Bevölkerung.

Die von mir damals übernommene Anatomische Anstalt lag am Spitaltor, sie bestand aus einer ehemaligen Kirche, in der der Hörsaal und der Sammlungsraum untergebracht war, aus dem Präparier-saale und einigen kleinen Arbeitszimmern; das Ganze nur sehr bescheiden ausgestattet und in sehr dürftigem Zustande. Viel ungünstiger war Recklinghausen daran. Seine Baracke war in aller Eile hergerichtet worden. Die Fenster in dem Laboratoriumsraume schlossen sehr unvollkommen, so daß man an kühlen Tagen beständig in Zugluft an den Tischen arbeiten mußte. Der Obduktionsraum lag nach der Sonnenseite; oft habe ich da im Sommer meinen Kollegen seines Amtes walten sehen, während ihm der Schweiß von der Stirne

rann, und das ist, während die Hände mit der Leiche zu tun haben, wirklich keine Annehmlichkeit.

Uns Beiden war bei unserer Berufung ein neues Institut versprochen worden und wir hatten uns dahin geeinigt, daß wir beide Anstalten in einem Gebäude unterbringen wollten, so daß die Leichenräume, die Hörsäle, die Zentralheizung, die Pförtnerwohnung für beide gemeinsam wären, alles übrige aber getrennt. Den Plan dazu hatten wir in den Grundzügen bald nach unserem Eintreffen in Straßburg entworfen in der sicheren Erwartung, daß mit dem Neubau alsbald begonnen werden würde. Aber wir hatten unsere Rechnung ohne den Wirt, d. h. diesmal ohne die Regierung gemacht, die uns — und ich kann das nicht ohne Vorwurf sagen — noch mehrere Jahre warten ließ und, wer weiß, noch länger hätte warten lassen, wenn wir Beide nicht in die Lage gekommen wären, einen starken Druck auszuüben, namentlich Recklinghausen, der ja auch am übelsten daran war. Er erhielt, als Rokitansky, der berühmte Wiener Pathologische Anatom, in den Ruhestand getreten war, den Ruf, sein Nachfolger in Wien zu werden. Da brachte er, und mit Recht, das ihm gemachte Versprechen in Erinnerung, reiste nach Wien, um sich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge zu überzeugen, denn so leicht schlug damals wohl kein Pathologischer Anatom einen Ruf nach Wien als Nachfolger Rokitanskys aus. Recklinghausen war es aber doch eine Ehrenpflicht, nicht gleich wieder Straßburg den Rücken zu kehren. Wir waren auch alle der Meinung, daß wir die Pflicht hätten, als erst berufene Lehrer einmal die Universität in vollen Betrieb bringen zu helfen, bevor wir, gegebenen Falles, einen weiteren selbst vorteilhafteren Ruf annähmen. Das war auch die Auffassung der Reichsregierung. Als Recklinghausen von Wien zurückkehrte, wurde ihm die bindendste Versprechung gegeben, daß mit dem Neubau seines Institutes sofort begonnen werden solle. Er bestand darauf, daß, nach unserem vorhin mitgeteilten Plane, das Anatomische Institut gleichzeitig mit dem Pathologischen gebaut werden müsse. Zum Überfluß hätte auch ich dieser Forderung Nachdruck geben können; denn als nun Recklinghausen in Wien endgültig ablehnte, hatte man ihn vom Kreise der dortigen Kollegen aus ersucht, bei mir anzufragen, ob ich nicht etwa geneigt wäre, die Nachfolgerschaft Rokitanskys zu übernehmen. Ich lehnte, so ehrenvoll es für mich sein mußte,

das Vertrauen der Wiener Kollegen zu besitzen, ab und bat Recklinghausen, dies nach Wien zu berichten. Die Aussicht, in Straßburg schöpferisch wirkend aufzutreten, dort mit Recklinghausen, den ich von Tag zu Tag mehr schätzen und als wahren Freund kennen lernte, zusammen unter einem Dache zu arbeiten, ließ alles andere in den Hintergrund treten. Die nun kommenden Straßburger Jahre sind die schönsten meines Lebens geblieben. Recklinghausen und ich paßten gut zusammen: Beide von der roten Erde Westfalens, Beide mit den gleichen fachmännischen Interessen, denn Recklinghausen war ein ebenso guter Anatom wie Patholog und ich hatte ja die gleichen Arbeitsfelder. Wir vertrauten einander vollständig. Oft habe ich noch den Obduktionen Recklinghausens beigewohnt. Bei meinen Arbeiten zog ich sein reiches Wissen und sein mitunter auch wohl hyperkritisches Urteil zu Rate, ebenso wie er fast nichts arbeitete, ohne mir davon Mitteilung zu machen, mir seine Präparate zu zeigen und sich mit mir darüber zu besprechen. Unsere Sammlungen in einem Hause standen Jedem jeder Zeit zu Gebote. Ich hatte jeden Tag Gelegenheit, frisch gewonnene Präparate aus dem Pathologischen Institute zu erlangen, ebenso wie ich pathologische Befunde an den Leichen, die dem Anatomischen Institute überwiesen waren, alsbald Recklinghausen mitteilte und sie ihm auf Wunsch überließ. Dies Zusammenarbeiten des Pathologischen mit dem Normalen Anatomen hat große Vorteile. Jedenfalls würde ich empfehlen, bei Neueinrichtungen von Universitäten, das Normal-Anatomische mit dem Pathologischen Institut dicht zusammenzulegen. Soll es unter einem Dache sein, dann müssen sich die beiden Anstaltsvorstände allerdings so gut verstehen, wie Recklinghausen und ich unserer Zeit, was nicht für Alle gesichert werden kann.

Wenn eines mir den Abschied von Straßburg schwer gemacht hat, so war es die Trennung von Recklinghausen. Ihm, das empfand ich, ging die Trennung von mir auch ans Herz. Recklinghausen war kein Mann vieler Worte, er hielt es mehr mit Taten. Ich vergesse ihm nie die Art, wie er Abschied von mir nahm, als ich Straßburg verließ. Den letzten Tag meines Aufenthaltes dort in meiner Stellung als Leiter der Anatomischen Anstalt brachte ich in dieser zu, um noch dies und jenes zu ordnen, mir noch einmal alle von mir der Sammlung einverleibten Präparate anzusehen und mich vom Per-

sonal der Anstalt zu verabschieden. Als ich schweren Herzens das mir lieb und wert gewordene Haus verließ, dunkelte es bereits. Ich sah auf der Straße einen Mann auf und ab gehen und als ich ihm näher kam, erkannte ich Recklinghausen. Stumm trat er an meine Seite und reichte mir die Hand. Wir gingen zusammen heim bis zu meiner Wohnung und wechselten nur wenige Worte; ich wußte auch so, was mir Recklinghausen sagen wollte. Noch ein fester Händedruck und wir schieden.

Wir schieden, aber nicht für immer. Mir war Straßburg so lieb und wert geworden, daß ich bis zum Ausbruch des jetzigen Weltkrieges kein Jahr vorübergehen ließ, ohne Straßburg für einige Tage besucht zu haben. In erster Linie galt mein Besuch Recklinghausen und seiner Familie und das war mir stets ein Festtag. Ihm, ich darf es wohl sagen, auch. Dann taute er auf, die Universitätsangelegenheiten, die Dinge im Elsaß, die eigenen Pläne und Arbeiten, die Familien und gemeinsamen Freunde gaben reichen Stoff zur Unterhaltung und man sprach sich offen aus, wie es unter wahren Freunden sein muß. Bei einem solchen Besuche war gerade auch Rudolf Virchow in Straßburg anwesend. Ich war mit Recklinghausen im Pathologischen Institut, wo er mir in seinem Zimmer einen Kinderschädel zeigte, den er auf einem Tische neben dem Eingang in sein Arbeitszimmer liegen hatte. „Sehen Sie sich den Schädel einmal an,“ sagte er zu mir, „daran ist etwas Besonderes, worüber ich mir aber noch nicht völlig klar bin; ich habe ihn mir deshalb hier auf den Tisch gelegt, damit ich täglich öfters an ihn erinnert werde.“ Ich nahm den Schädel zur Hand, betrachtete ihn mir genau, sah auch wohl, daß er nicht normal war, vermochte aber auch keine bestimmte Diagnose abzugeben. Einige Zeit später kam Virchow. Wir Beide gingen ihm entgegen und Recklinghausen führte ihn in sein Zimmer; ich folgte. Virchow und Recklinghausen waren im Gespräch, als sie das Zimmer betraten, über andere Dinge, als über den Schädel, von dem Virchow nichts wußte. Als er mit Recklinghausen an dem Tische vorbeiging, streckte er mitten im Gespräch die Hand nach dem Schädel aus, nahm ihn im Weiterschreiten einen Augenblick vors Auge und sagte: „Da haben Sie ja ein ausgezeichnetes Stück von“ . . . — leider kann ich mich nicht mehr entsinnen, um was es sich handelte. — Der Schädel wurde wieder an seinen Platz gelegt; es war von ihm

nicht weiter die Rede. Als Virchow sich später empfahl, geleiteten wir Beide ihn wieder zur Haustür und kehrten in Recklinghausens Zimmer zurück. Recklinghausen nahm den Schädel sinnend in die Hand, legte ihn wieder hin und sagte zu mir: „Der Alte sieht doch noch mehr, als wir Beide!“ Darin gab ich ihm vollkommen recht. Ich habe in meinem Leben kaum einen Biologen kennen gelernt, der eine so scharfe und sichere Beobachtungsgabe hatte, wie Rudolf Virchow.

Meine Besuche in Straßburg galten, außer der Familie Recklinghausen, insbesondere den Hinterbliebenen meines früheren Kollegen Joessel, dann meinem Nachfolger im Amte, Gustav Schwalbe, zu dem ich auch in ein freundschaftliches Verhältnis trat, dem Zoologen Alexander Goette, Nachfolger von Oskar Schmidt, den beiden Ophthalmologen Laqueur und Jakob Stilling, Sohn von Benedikt Stilling in Kassel, dem deutschen Bahnbrecher in der Erforschung des feineren Baues des Zentralnervensystems. Jakob Stilling hatte das Interesse für die anatomisch-physiologische Untersuchung dieses Organs geerbt und hat mir manches schöne Präparat geschenkt. Besonders nahe traten die Meinigen mit mir zur Familie meines Hausarztes, Professors Oswald Kohts, der als Assistent Leydens von Königsberg nach Straßburg gekommen war und später dort die Professur für Kinderheilkunde erhielt. Mit Kohts befreundet war der Assistent v. Recklinghausens, Friedrich Wilhelm Zahn, der später Pathologischer Anatom in Genf wurde, dann Paul Zweifel, Assistent Gusserows, der noch heute als Kliniker in Leipzig wirkt. Mit allen diesen jungen frischen Kräften, die sich sämtlich zu ehrenvollen Lebensstellungen durchgearbeitet haben, trat ich in gute Beziehungen, die sich zu freundschaftlichen gestalteten. Zahn nahm sich später in Genf meiner beiden Töchter, die dort eine Pension zur Ausbildung im Französischen, Englischen und Italienischen besuchten, in bester Weise an und führte sie in seine Familie ein. So kam es, daß wir auch später noch in Verbindung blieben und ich ihn in Genf mehrere Male besuchte. Mit Freund Kohts habe ich manche Fußwanderung im Schwarzwalde und in den Vogesen, dem Wasgenwalde, gemacht. Auch über die alte St. Gotthardstraße bis nach Mailand hinunter sind wir einmal, manche Strecken zu Fuß, gewandert.

Nach und nach lichteten sich die Reihen der erstberufenen Straß-

burger Kollegen und Freunde. Zuerst verließen, wie schon berichtet, Leyden und Gusserow die Argentina, um in Berlin ihre Laufbahn zu beschließen; dies war schon vor meinem Weggange von Straßburg. Dann starb Joessel; ihm folgten Lücke und Goltz. Später traf das Los Laqueur und Stilling, dann Recklinghausen und Kuhn, der im Anatomischen Institut jahrelang seinen ständigen Arbeitsplatz hatte. Zahn und Zweifel verließen Straßburg. Oskar Schmidt, mit dem wir auch Familienverkehr pflegten, ging vorzeitig in den Tod. Sein Sohn Erich, später mein Kollege in Berlin und Rektor im Jahre der 100 jährigen Jubelfeier der dortigen Universität, wo er seines Amtes meisterlich waltete — es war eine schöne Abendröte für sein bald endensollendes noch junges Leben — trat damals in Straßburg als „Aias“ in der danach genannten Tragödie des Sophokles auf, die aus einem festlichen Anlaß von Gymnasiasten gespielt wurde. Die Aufführung fand so viel Beifall, daß sie mit gleichem Erfolge wiederholt wurde. Der junge Erich Schmidt gab seine Rolle in vollendeter Weise, wie mir noch heute in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

Lichtete sich so der Kreis der mit mir zur Gründung der Universität Berufenen, so kamen neue Männer hinzu; mit einigen von ihnen gewann ich wiederum treue Freundschaft. Besonders nahe trat ich Kussmaul. Seine mit Recht berühmt gewordenen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ haben mich angeregt, mit diesen Blättern zu versuchen, ob ich nicht, zunächst für meine Angehörigen und die wenigen mir noch lebenden alten Freunde und Bekannten etwas hinterlassen könnte, was ihnen liebe, aber vielleicht verblaßte Erinnerungen wieder belebte. Kussmaul pflegte, wenn er seine klinischen Verpflichtungen erledigt hatte, zu mir auf die Anatomie zu kommen, wo er wußte, daß ich zu dieser Zeit sicher zu treffen sei, sich mit mir über unsere eigenen Arbeiten und andere medizinische Dinge, aber auch in gemütlichem Plaudertone, der ihm in selten fesselnder Weise eigen war, über sonstige Erlebnisse und über die Tagesereignisse zu unterhalten. So verdanke ich ihm manche anregende und erquickliche Stunde. Eines von Kussmauls eigenen Erlebnissen mag hier mitgeteilt sein:

Der verstorbene Großherzog Friedrich von Baden, sicher einer der achtens- und liebenswertesten Fürsten seiner Zeit, war, als Kussmaul bereits von Freiburg nach Straßburg übersiedelt war, an einem

schweren Typhus erkrankt. Der Leibarzt des Großherzogs, Dr. Tenner, war Kussmauls Freund, Studien- und Arbeitsgenosse; er veranlaßte, daß Kussmaul als ärztlicher Berater zugezogen wurde. Als dieser, der am Großherzoglichen Hofe gut bekannt und angesehen war, bei dem hohen Kranken erschien, fand er die Großherzogin am Bette ihres Gemahls, ihn besorgt überwachend und ihn öfter anredend. Kussmaul merkte, daß die um den Kranken, wie er bald erfuhr, fast ständig weilende besorgte Frau in ihrer Sorge des Guten zu viel tat und er bat, nachdem er einige Fragen an den Kranken gerichtet hatte, die Großherzogin, ihm in ein anstoßendes Zimmer zu folgen, um ihr, wie er vorwandte, einige Verhaltensmaßregeln für die Besorgung des Kranken zu geben. Er sagte ihr da, daß vor allem bei solchen Fällen die größte Ruhe nötig sei und daß es sich deshalb empfehle, den Kranken möglichst viel allein unter der Obhut seines Arztes und eines Wärters zu lassen. Die Frau Großherzogin betonte darauf, daß es doch vorzugsweise ihre Sorge sein müsse, über ihren Gemahl zu wachen und seine Pflege zu übernehmen, sie möge sich das nicht nehmen lassen. Da sagte ihr Kussmaul, daß er das zwar vollkommen anerkenne, daß jedoch die Krankheit sich noch lange hinziehen könne und es deshalb Pflicht der hohen Frau sei, sich selbst frisch und leistungsfähig zu erhalten; namentlich möge sie sich die Nachtruhe gönnen. Auf Dr. Tenner und dessen Anordnungen könne sie sich unbedingt verlassen. Diese Nacht werde er selbst im Nebenzimmer des Kranken die Wache übernehmen. Es gelang Kussmaul, der in seinem ganzen Wesen als Arzt und als Mensch etwas so Beruhigendes und Vertrauen Einflößendes hatte, wie ich es bei keinem anderen Arzte in meinem Leben gesehen und selbst empfunden habe, die Großherzogin zu überzeugen. Er begab sich darauf allein in das Krankenzimmer zurück, ließ alle um den Kranken Anwesenden, außer Tenner und dem alten Leibdiener des Fürsten, das Zimmer verlassen, untersuchte den Kranken genau, bettete ihn dann selbst mit Hilfe Tenners und des Dieners und sagte dem Großherzog, er halte es für das Richtigste, wenn hauptsächlich der Leibdiener zur Pflege anwesend sei; die Großherzogin bedürfe der Ruhe, die er ihr dringend empfohlen habe. Darauf reichte der Kranke Kussmaul die Hand, sah ihn verständnisvoll an und sagte: „Ich danke Ihnen!“

Ich erwähnte vorhin die so sehr überzeugende und beruhigende Art Kussmauls im Umgange mit Kranken oder deren Angehörigen. Ich möchte hinzufügend sagen, daß Kussmaul in seinem Auftreten als Arzt etwas so fast wunderbar Wirkendes hatte, daß seine Patienten, wenn sie ihn nur ansahen, sich halb genesen fühlen mußten. Wenn man von geborenen Ärzten spricht, so gehörte Kussmaul in erster Linie zu ihnen.

Ebenso wie mit Gusserow, trat ich mit W. A. Freund, der mir ja von Breslau her schon vertraut war, in lebhaften wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verkehr. Im Hause Freunds, der ein großer Musikliebhaber und Kenner der Tonkunst war, wurde wieder eifrigst meiner Lieblingskunst gehuldigt, wie seiner Zeit in Breslau bei Freunds Rivalen Spiegelberg. — Gusserow hatte in Straßburg seine Glanzzeit; er war ein ausgezeichnete Lehrer und Kliniker. Von allen Seiten kamen die jungen angehenden Fachgenossen, um seine Lehrweise kennen zu lernen. Freund wie Gusserow sollte ich in Berlin später wieder treffen.

Ich setzte von Berlin aus meine jährlichen Besuche in Straßburg fort, bis ihnen der Ausbruch des Krieges am 4. August 1914 ein Ziel setzte. Soll es mir vergönnt sein, die alte schöne Stadt nochmals zu betreten? — Ich darf es nach den über uns verhängten Friedensbedingungen und bei meinem hohen Alter nicht mehr hoffen. — 1914 war zum 1. August mein Besuch dort schon geplant. Freund Schwalbe beging an diesem Tage seinen 70. Geburtstag und trat zugleich von seinem Lehramte zurück. Ich wollte der dazu geplanten Festveranstaltung beiwohnen, wobei ich zugleich meine Kollegen Goette und Schmiedeberg, sowie die hinterbliebenen Angehörigen Joessels, v. Recklinghausens und Stillings wiedersehen konnte. Von Straßburg wollte ich dann nach Lyon reisen, um an der zum 5. August aus gleichem Anlasse, wie für Schwalbe, geplanten Feier für meinen dortigen Kollegen Renaut, den ich sehr schätzte, teilzunehmen. Obwohl seit der Ermordung des Erzherzogspaares Franz Ferdinand von Österreich die Luft kriegsschwül war, glaubte ich immer noch nicht, daß der Krieg unvermeidlich sei und wollte am 31. Juli noch abreisen; da kam die Erklärung der Kriegsbereitschaft und machte allen Friedensplänen ein jähes Ende. Ich bin seither wegen der durch den Krieg bedingten Reiseschwierigkeiten nicht

wieder in Straßburg gewesen, traf aber mit Freund Schwalbe und dessen Frau 1915 in Baden-Baden zusammen, wo wir zwei Wochen im selben Gasthofs weilten. Auch Kollegen Schmiedeberg sollte ich dort zu meiner großen Freude wiedersehen, den letzten aus den 1872 nach Straßburg berufenen Mitgliedern der Medizinischen Fakultät, der noch in Straßburg im Amte war und nebst mir von allen damaligen Kollegen noch lebte. Schwalbe und dessen Gattin sind bald nach unserem letzten so angenehmen Badener Zusammensein aus dem Leben geschieden.

Im ersten Semester ihres neuerweckten deutschen Bestandes zählte die Straßburger Universität rund 250 Studierende. Ich hielt eine Vorlesung über die Anatomie des Zentralnervensystems vor 12 Zuhörern und gab einen mikroskopisch-anatomischen Kursus. Im darauffolgenden Winterhalbjahre fing dann der volle Betrieb an. Langsam, aber stetig wuchs die Zahl der Studierenden in allen Fakultäten; auch die jungen Elsässer, die sich anfangs noch zurückgehalten hatten, kamen heran und erwiesen sich vielfach als fleißige und tüchtige Leute. Mehrere von ihnen haben bei mir und meinen Kollegen gute eigene Laboratoriumsarbeiten zu Wege gebracht; ich nenne unter anderem die Dissertationen Dr. Paul Meyers über die Anatomie der Gehörschnecke, Dr. Sorgius' über die Lymphbahnen der Brustdrüse und Dr. Jaeger-Lüroths, der, wie auch Paul Meyer, Assistent am Anatomischen Institut wurde, über die Regio thyreoidea. Aber auch aus dem übrigen Deutschen Reiche kam uns guter Zuwachs, aus dem ich sechser hier gedenken will, des späteren Berliner Anatomen Hans Virchow, des Berliner Chirurgen Werner Körte, des Berliner Urologen Karl Posner, des Frankfurter Neurologen Ludwig Edinger und Paul Ehrlichs. Die beiden Letzgenannten zusammen mit Karl Weigert bildeten mein „Frankfurter Kleeblatt“, wie ich sie gern nannte, da sie später alle drei sich in Frankfurt a. M. zusammenfanden. Als sechsten der Straßburger Schüler führe ich den späteren Hamburger Dermatologen Paul Unna hier an. Alle Genannten waren meine Schüler in Straßburg, außer Weigert, den ich schon in Breslau, wie berichtet, gewonnen hatte. Hans Virchow, Edinger und Unna arbeiteten auch in meinem Laboratorium. Paul Ehrlich aus Strehlen in Schlesien, ging, als Siebzehnjähriger schon mit dem Reifezeugnis vom Gymnasium entlassen,

mit mir nach Straßburg. Sein Vater hatte ihn mir empfohlen und ich gab ihm gern Zutritt in mein Haus. Er nahm an meinen Vorlesungen und an meinem mikroskopischen Übungskursus teil. Jeder Teilnehmer bekam einen eigenen Arbeitstisch mit Mikroskop und den nötigsten Materialien. Viermal wöchentlich wurde in zwei aufeinanderfolgenden Stunden von mir und meinem Assistenten den Studierenden die nötige Anleitung gegeben; sie konnten dann täglich an ihrem Arbeitstische freihändig weiter arbeiten, so oft sie von morgens 9 bis abends 6 Uhr wollten. Auch in dieser Zeit wurde von mir und vom Assistenten zu den Stunden, in denen von der freien Arbeit am meisten Gebrauch gemacht zu werden pflegte, noch Unterweisung erteilt. Ich bemerkte nun bald, daß Ehrlich jeden Tag stundenlang an seinem Tische arbeitete, völlig in seine mikroskopischen Beobachtungen vertieft. Sein Tisch bedeckte sich dabei nach und nach mit Flecken in allen Farben. Als ich ihn eines Tages wieder so sitzen sah, ging ich auf ihn zu und fragte ihn, was er da mache, daß sein Tisch so in allen Regenbogenfarben schillere. Da sagte der junge Student des ersten Semesters, der in diesem Kursus seinen ersten akademischen Unterricht genoß: „Ich probiere.“ Ich sagte darauf, ihm freundlich zunickend: Na, dann probieren Sie nur weiter!“ Bei der Durchsicht der von ihm ohne besondere Unterweisung hergestellten Präparate sah ich bald, daß ich in Ehrlich einen außergewöhnlich begabten Schüler hatte. Er verlangte auch sehr selten einen Rat, sondern arbeitete gleich von Anfang an fast ganz selbständig. Solchen Schülern braucht man nur den Anfang des gebahnten Weges zu zeigen, sie durchlaufen ihn rasch, ohne weitere Führung und bahnen sich bald neue Wege. Auch H. Virchow, Weigert und Edinger gehörten zu diesen höchst schätzbaren und willkommenen Schülern, die man mit Freuden unterrichtet. Ihnen gesellte sich Unna zu, der in gleicher Weise bald selbständig weiter arbeitete. Ich freue mich, ihn noch in voller Frische unter den Lebenden zu wissen, während mein Frankfurter Kleeblatt entblättert ist. Weigerts Blatt fiel zuerst, dann folgte Ehrlich und jüngst Edinger.

Auch das Ausland lieferte mir nach Straßburg eine ansehnliche Zahl tüchtiger Schüler, von denen mehrere meine Assistenten wurden. Ich nenne v. Mihalkovics, Geza, später Ordinarius der Anatomie

in Budapest, Pertik, Otto, später Ordinarius für Pathologische Anatomie in Budapest, beide treue Freunde meines Hauses. Pertik war zuerst Assistent bei mir, dann bei Recklinghausen, Mihalkovics Assistent nur bei mir. Aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas arbeiteten bei mir Peabody, Longworth und Lanterman, der die nach ihm benannten kerbförmigen Bildungen der markhaltigen Nervenfasern im Straßburger anatomischen Laboratorium entdeckte, die gleichzeitig und völlig unabhängig von Schmidt in New-Orleans aufgefunden wurden. Aus Chile kam mir Vicente Izquierdo, später Ordinarius für Anatomie in Santiago de Chile, aus Belgien Renson, aus Italien Guglielmo Romiti, Ordinarius der Anatomie in Pisa, aus Rußland Georg v. Rein, später Ordinarius der Gynäkologie in Kiew, dann in St. Petersburg, wo er auch Präsident des Medizinalrats und Arzt am Hofe des Zaren Nikolaus II. wurde. Rein hat sich wissenschaftlich während seiner Straßburger Zeit ausgezeichnet durch anerkannte Arbeiten über die Befruchtung des Kaninchen-Eies und über die Entwicklung der Brustdrüse. Aus Japan kam Joschikijo Koganei, der dann mit mir nach Berlin übersiedelte, wo er mein Assistent wurde, um später den Lehrstuhl für Normale Anatomie in Tokyo einzunehmen. So gestaltete sich das wissenschaftliche Leben und Treiben in dem Straßburger Anatomischen Institute zu einem frischen und erfolgreichen. Hinzu kamen häufige Besuche von Kollegen aus dem Inlande und dem Auslande, die gern der neubelebten Universität ihren Besuch machten, wobei sie zugleich Deutschland und Frankreich berührten. Von der großen Zahl dieser Besucher nenne ich nur aus Deutschland Henle, Kölliker, Max Schultze und Ellenberger, jetzigen Direktor des Physiologischen Institutes der Tierärztlichen Hochschule in Dresden, aus der Schweiz His und Aeby, von Engländern John Struthers, Anatom in Aberdeen. Die fünf Letztgenannten erwähne ich, weil ich sie bei diesen Besuchen zuerst kennen lernte und sich hieraus dauernde nähere Beziehungen entwickelten, die insbesondere bei Max Schultze, His und Struthers einen freundschaftlichen Charakter annahmen. Henles Urteil über das neugebaute Straßburger Anatomische Institut erwähnte ich bereits; ich füge hier noch hinzu, daß mein Nachfolger Schwalbe seinen Antrag, ein besonderes Anatomisches Institut erbaut zu sehen, unter anderem

damit begründete, daß das bestehende zu klein sei. So erheblich waren die Bedürfnisse der Straßburger Universität gewachsen.

Max Schultze gab zu dieser Zeit seine berühmten Untersuchungen über den Bau der Netzhaut heraus. Er pflegte fast jedes Jahr zum Besuche seines Bruders nach Straßburg zu kommen, wozu ihm die Fastnachtstage, die damals in Bonn noch „Dies academici“ waren, Gelegenheit gaben. Er brachte dann immer längere Zeit in der Anatomie bei mir zu, was mir die seit langem erwünschte Gelegenheit gab, dem berühmten Forscher und ausgezeichneten Manne näher zu treten. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, mit welchem Interesse er die Präparate betrachtete, die ich von der Retina eines Chamäleon-Auges gefertigt hatte. Dr. Sachs aus Kairo hatte mir ein Chamäleon mitgebracht, welches ich längere Zeit in meinem Instituts-Arbeitszimmer lebend erhielt, schließlich jedoch tötete, um Präparate aus der ganz frischen Netzhaut zu gewinnen. Interessant war es, das Tier im Leben zu beobachten. Es saß meist völlig regungslos in seinem großen Käfige, in welchen ich täglich einen frischen belaubten Zweig einbrachte. Sein Körper nahm bald nach dem Einbringen des Zweiges die Laubfarbe an, so daß man das Tier unter dem Laube nicht gut erkennen konnte. Das einzig Bewegliche an ihm waren dann die Augen, die fortwährend hin und her bewegt wurden bei regungslos bleibendem Kopfe und Rumpfe. Dabei machte es einen besonders merkwürdigen Eindruck, wenn das eine Auge nach vorwärts, das andere gleichzeitig nach rückwärts gerichtet war. Befand sich ein Insekt — meist wurden Fliegen eingesetzt — in dem Käfig und verhielt sich ruhig, so wurde es von dem Chamäleon anscheinend nicht beachtet. Rührte die Fliege aber nur eines ihrer Beinchen in kaum bemerkbarer Weise, so richteten sich beide Augen des Chamäleons auf sie und dann war sie verloren, falls sie in Schußweite war. Denn unmittelbar nachher schleuderte das Chamäleon seine lange Zunge auf die Fliege, die an ihr kleben blieb, und zog sie so in sein Maul. War die Fliege in richtiger Schußweite, und darüber schien sich das Chamäleon nicht zu täuschen, so habe ich niemals einen Fehlschuß gesehen. Es macht einen ganz eigentümlichen Eindruck, das regungslose Tier mit den fortwährend nach allen Seiten, und zwar links und rechts oft verschieden, umherrollenden Augen zu beobachten und dann die mit tödlicher Sicherheit hervorschnellende

Zunge zu sehen, währenddem das Tier selbst regungslos blieb. Es mag vielleicht Diesen oder Jenen interessieren, meine Erfahrungen an diesem doch selten zur Beobachtung kommenden merkwürdigen Tiere kennen zu lernen, so habe ich sie denn hier mitgeteilt.

Ich gedenke als charakteristisch für die damaligen Straßburger Verhältnisse noch einiger Erlebnisse in der Anatomischen Anstalt und in dem alten ansehnlichen Straßburger Bürgerspitale.

Nach Übernahme der Verwaltung der Anatomie erkundigte ich mich bei dem ersten Diener der Anstalt, dem schon genannten Toni Adam, woher man den Spiritus für die Präparate bezogen habe. Mir wurde der Bescheid zu Teil, den habe seit Jahren eine Frau geliefert und man sei mit der Ware und dem Preise stets zufrieden gewesen. Also ließ ich es dabei; der Spiritus wurde weiter geliefert, war gut und preiswürdig und ich überließ alles dem Diener Toni, wie es bisher gewesen war, ohne mich weiter darum zu kümmern. Ich hielt die Frau für die Inhaberin oder Angestellte eines kaufmännischen Geschäfts in Straßburg. Da kam nach einigen Jahren Toni zu mir und sagte, es sei etwas für die Anatomie sehr Schlimmes vorgekommen, die Frau, die der Anstalt den Spiritus geliefert habe, sei gestorben. Nun, sagte ich, das tut mir zwar für die Frau und ihre Angehörigen leid, für die Anatomie habe das doch wohl keine besondere Bedeutung, man wende sich dann an ein anderes Geschäft, oder es bringe eben vom selben Geschäft ein anderer die Ware. Ja, meinte darauf, etwas zaghaft, der Toni, das mit der Frau habe aber eine eigene Bewandnis gehabt, sie hätte den Spiritus von Kehl hereingebracht und zwar so, daß er keine Steuer gekostet habe. Nun wurde ich doch neugierig und fragte nach, wie sie das denn angestellt habe? Von Kehl aus, hieß es da, hätte der Spiritus zweimal Steuer bringen müssen zur Zeit als Straßburg noch unter französischer Herrschaft stand, einmal die Landessteuer und dann die städtische Steuer beim Eingange in die Stadt, das sogenannte Octroi. Nachdem Straßburg wieder eine deutsche Stadt geworden war, blieb immer noch die nicht unbeträchtliche städtische Eingangssteuer. Ich erfuhr nun zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Frau sich aus dünnem Blech eine Art Küraß hatte machen lassen, den sie unter ihrer Oberkleidung auf der Brust trug und der etwa 5 bis 6 Liter Spiritus faßte. Vorn in dem Küraß befand sich ein kleiner, leicht verdeckt zu haltender

Hahn, mittelst dessen sie den Spiritus auslaufen lassen konnte. Sie kam mit ihrem gefüllten Kürab fast täglich ein oder auch mehrere Male von Kehl nach Straßburg hinein und hatte so die Anatomie und wahrscheinlich auch noch andere Anstalten und Geschäfte versorgt. Die Sache war, da Jedermann geschwiegen hatte, unbemerkt geblieben. Toni meinte ganz unbefangen, man müsse doch sehen, ob man nicht wieder einen solchen Lieferanten finden könne und schien sich etwas zu wundern, als ich ihm erklärte, auf derartige Bezüge könne man sich nicht einlassen. Unser Spiritus wurde damit allerdings teurer.

Das altberühmte Straßburger Bürgerspital, in welchem die Kliniken untergebracht wurden wie zu französischer Zeit, war zugleich Altersversorgungs-Anstalt für die unbemittelte Bevölkerung. Das Spital verfügte über reiche Mittel und die materielle Verpflegung der Kranken und Hospitaliten war eine gute. Neben den Kliniken bestanden auch eine Reihe nicht klinischer Abteilungen für die verschiedenen Krankheiten, insbesondere für innere und chirurgische, wie das ja auch in anderen großen Krankenhäusern von Universitätsstädten in Deutschland der Fall ist. Eine gewisse Rivalität zwischen den Leitern der klinischen und nicht klinischen Abteilungen der gleichen Krankenarten bestand und besteht wohl überall; sie hatte auch im französischen Straßburg bestanden, wurde aber recht fühlbar, als die klinischen Abteilungen von den deutschen Universitätsprofessoren übernommen wurden, während die nichtklinischen unter der Leitung ihrer bisherigen Vorstände blieben. Die Gesamtleitung des Spitals lag in der Hand der „Spitalskommission“, deren einflußreichste Mitglieder, die Herren Sengenwald und Klein, dieser Apothekenbesitzer, damals viel genannt wurden. Alle Verwaltungssachen der einzelnen Abteilungen mußten durch die Kommission gehen. So lag denn der medizinischen Fakultät viel daran, in dieser Kommission vertreten zu sein. Die Kommission wehrte sich anfangs und es bedurfte längerer Überlegung, bis die Regierung sich dazu entschloß, dem Wunsche der Fakultät zu entsprechen und aus ihr ein weiteres Mitglied in die Spitalskommission hineinzubringen. Die Fakultät schlug mich vor und ich wurde auch ernannt. Von da ab nahm ich einige Jahre an den Sitzungen der Kommission als gleichberechtigtes Mitglied regelmäßig teil.

Ich kann nur sagen, daß die Kommission in ihrer Verwaltungstätigkeit in durchaus anerkennenswerter Weise arbeitete, bei etwaigen Forderungen der Fakultät sich aber meist wenig entgegenkommend zeigte. Es gelang mir zwar in den meisten Fällen Wünsche zur Berücksichtigung zu bringen und Konflikte ausgleichen zu helfen; dennoch wurde ein solcher Fall, wo, ungeachtet meiner auf besonderen Wunsch der Fakultät vorgebrachten Einsprache, die Mehrheit der Kommission uns entgegentrat und die Regierung dem Mehrheitsbeschlusse beitrug, die Veranlassung, daß ich aus der Kommission im Einverständnis mit der Fakultät wieder ausschied. Zu persönlichen Schwierigkeiten ist es indessen zwischen den übrigen Mitgliedern der Kommission und mir nicht gekommen.

Die Verhandlungen bei den Sitzungen wurden von den von früher her in der Kommission gewesenen Mitgliedern in französischer Sprache weiter geführt. Ich sprach selbstverständlich deutsch und man antwortete mir, so lange ich in die Verhandlungen eingriff, auch deutsch, sprachen dabei aber die älteren Mitglieder miteinander, so kam wieder das Französische an die Reihe. Dies manchmal etwas komisch wirkende Durcheinander von Deutsch und Französisch war damals etwas ganz Charakteristisches, insbesondere für Straßburg und die unterelsässischen Städte. In den oberelsässischen Städten, insbesondere in Mülhausen, herrschte das Französische vor, auf dem Lande aber überall das Deutsche in der alamannischen Mundart. In den Städten konnte man es sehr häufig hören, wie die Bürger sich beim Glase Wein oder Bier, wobei es sonst ganz nach echt deutscher Art herging — es hieß auch immer zur Kellnerin: „Noch e Schoppe“ oder „Noch e Schöppele“ — unterhielten und einen Satz französisch anfangen und deutsch beendeten oder umgekehrt, etwa wie: „Geschtern bin ich in Kolmar gewest et j'ai visité mon fils, vous savez, beim Herrn Meyer, le charcutier“ und ähnliches. So ging es auch in der Spitalskommission zu, wenn mit Straßburger Bürgern verhandelt wurde. Kamen aber die Leute vom Lande, die meist weder französisch sprechen konnten, noch es verstanden, dann mußten sich wohl oder übel meine Herren Kollegen auch bequem deutsch zu sprechen, selbstverständlich in elsässischer Mundart, die übrigens dasselbe anheimelnde hat, wie die alamannischen Sprechweisen überhaupt. Dasselbe gilt wohl auch von der niederdeutschen Volkssprache, insbesondere

wie sie in Neuvorpommern und Mecklenburg gesprochen wird und durch Fritz Reuter verewigt ist. Mir sind jetzt durch den Aufenthalt im Elsaß und durch meine westfälische Heimat beide Mundarten geläufig und ich befinde mich oft im Zweifel darüber, welche ich lieber habe.

Bei den Verhandlungen in der Spitalskommission fiel mir damals ein biederer unterelsässischer Bauersmann auf, der öfters von seinen ländlichen Erzeugnissen zum Verkauf brachte. Er bemühte sich auch, etwas französisch zu sprechen, brachte es aber nicht viel weiter, als „weu, weu“ zu sagen, womit er „oui, oui“ zum Ausdruck bringen wollte. Ein derartiges Französisch konnte man damals im Elsaß vielfach radebrechen hören. Am liebsten war es den Leuten vom Lande, den Handwerkern und Gewerbetreibenden, wenn man mit ihnen in ihrer Mundart sprach. In den Kaufläden wurde man als Deutscher zunächst französisch angedet, wenn man aber hartnäckig beim Deutschen blieb, so zeigte es sich, daß die Geschäftsinhaber oder deren Angestellte auch deutsch sprechen konnten. Manche der Eingewanderten verfielen in den Fehler, hier und da wohl aus einer gewissen Eitelkeit, um zu zeigen, daß sie französisch sprechen könnten, auf das Französische einzugehen. Ich nenne das einen Fehler, da doch die Elsässer alle deutsch konnten und zwar als ihre Stammsprache, es also nicht nötig war, ihnen mit dem Französischen entgegen zu kommen.

Übrigens muß ich hier einer Antwort gedenken, die ich von einer Elsässerin, der Frau des genannten Apothekers und Politikers Klein, erhielt, die gelegentlich einer Abendgesellschaft meine Tischnachbarin geworden war. Wir unterhielten uns gut und lebhaft, sie französisch, ich grundsätzlich deutsch sprechend. Im Eifer des Gesprächs kam es natürlich vor, daß meine Nachbarin das eine oder das andere Mal ins Deutsche fiel oder ich ins Französische und so nahm ich denn die Gelegenheit wahr, als Frau Klein einmal in deutscher Sprache längere Zeit die Unterhaltung fortgesetzt hatte, ihr zu sagen, wir möchten doch beim Deutschen bleiben. Sie erwiderte mir: „Sehr gern, aber, wenn ich Sie sprechen höre, das reine Deutsch, wie wir es hier in den Büchern lesen und damit das Deutsch vergleiche, wie wir es im Elsaß zu sprechen gewohnt sind, dann empfinde ich von Ihrer Seite eine Überlegenheit; diese Empfindung fällt weg, sowie

wir uns der französischen Sprache bedienen; diese ist unser Hochdeutsch.“ Man kann nicht bestreiten, daß darin etwas Richtiges liegt und daß das tatsächlich bei Vielen ein, wenn auch oft unbewußter Grund war, sobald wir unser Hochdeutsch sprachen, uns französisch zu antworten. Sprach man mit einem Elsässer in einer süddeutschen Mundart, so antwortete er sicher nicht französisch, sondern in seinen heimischen Lauten.

Das Elsaß war durch seine Einverleibung in Frankreich im größten Teile seiner Bevölkerung von der sprachlichen Entwicklung des übrigen Deutschland abgetrennt worden; es machte diese Entwicklung nicht in hinreichendem Maße mit und blieb auf der Stufe stehen, auf der sich damals das gesamte Deutschland befand. Die französische Sprache war der deutschen in ihrer Entwicklung zu einer Kultursprache weit voran; das haben wir erst viel später, seit Lessing, eingeholt. Zur Zeit Friedrichs des Großen — er selbst mag als erstes Beispiel genannt sein — war ja selbst an den deutschen Höfen und in den Kreisen der vornehmeren Gesellschaft in Deutschland das Französische zum guten Teil die Umgangssprache. Man staunt jetzt mit Recht über den schwerfälligen, weitschweifigen, kaum verständlichen Stil, in welchem damals die Erlasse der Behörden abgefaßt wurden, ja, noch heute klebt diesen Erlassen vielfach etwas von dieser Erbschaft an <sup>(9)</sup>. Da war es nicht zu verwundern, daß in dem Königreiche Westfalen in der kurzen Zeit seines Bestehens so schnell die französische Sprache, namentlich in Kassel, der Residenz Jerome Napoleons, Verbreitung fand, wie ich aus den Erzählungen meines Vaters, dessen Jünglingsalter in diese Zeit fällt, weiß. Ich besitze heute noch die Grammatik, einen „Alten Meidinger“, aus der er damals französisch gelernt hat.

Einige andere sprachliche Erinnerungen aus dem Elsaß mögen hier noch Platz finden: So manche Worte, die im übrigen Deutschland einen ganz anderen Sinn bekommen haben, waren im Elsaß noch in ihrer ursprünglichen Bedeutung erhalten geblieben. So sagte man „Naslumpen“ für Nasentuch (Taschentuch), „Schmutz“ für „Schmalz“ oder auch für Fett und anderes dergleichen mehr. Komisch nahmen sich manche Aussprachen des Französischen aus, wie „Sü“ für das Geldstück „Sous“, oder der „Herr Labbé“ als Übertragung von Monsieur l'Abbé. Bei der öffentlichen meistbietenden Versteigerung

von Wirtschaftsabfällen des Bürgerspitals wurde eine kleine, etwa einer Räucherkerze an Größe gleichkommende Kerze angezündet und wenn das Bieten begonnen hatte, ausgerufen „S'erscht FÜR“, dann Pause, in der weiter geboten wurde, dann „S'zweit' FÜR“ und bis zum „Dritt' FÜR“ im Augenblicke, wo die Kerze erlosch; bis dahin konnte geboten werden.

Wenig beliebt war anfänglich unser Nickelgeld. Die Landleute und die Verkäufer auf den Marktplätzen waren die großen Sousstücke gewöhnt, man trug sie auf den Märkten offen in den Taschen und konnte sie mit den harten, arbeitsgewohnten Händen leicht fassen. Das war beim Nickelgeld unbequem. Mir sagte damals eine der Handelsfrauen: „Was soll' mer mit diese kleine Stückle anfangen, das sind jo Lotto-Bätzle!“

Jeder von uns Mitgliedern der Spitalskommission hatte eine besondere Abteilung zu verwalten. Man übertrug mir den Weinkeller. Ahnte man, daß ich mich hierfür besonders eigne? — Der große Weinkeller des Straßburger Bürgerspitals ist übrigens eine Sehenswürdigkeit. Da die Hospitaliten täglich Wein bekamen, so war der Bedarf ein sehr großer: es lagen mehrere Fässer in dem Keller, welche dem vielgenannten Heidelberger Fasse nicht viel nachgaben. Die älteren Fässer bis etwa zur Zeit der Juli-Revolution trugen deutsche Inschriften; erst von da an beginnen die französischen. Eins der Fässer zeigte den Spruch:

X. X. macht mich,  
Dreitausend Maß faß ich;  
Ein Schelm, der mehr verschluckt  
Als er vertragen kann!

Des Namens des Küfers (X. X.) entsinne ich mich nicht mehr, auch weiß ich nicht mehr genau die Zahl der Maß anzugeben, die das ansehnliche Faß hielt; aber die beiden Schlußzeilen sind richtig. — In einer Säule des Kellers stand, in einem in diese Säule eingelassenen Raume, der mit einem Eisengitter verschlossen war, ein kleines Faß mit Wein aus einem weit zurückliegenden Jahrhundert. Damals war das Faß gefüllt worden und man unterhielt die Füllung dadurch, daß alle paar Jahre genau von derselben Weinmarke wieder zugeführt wurde. Als eine Merkwürdigkeit des Kellers war dies stets unterhalten worden. Als behagendes Getränk kam dieser Wein nicht in

Betracht; er hatte den Firngeschmack im höchsten Grade; dagegen gaben ein paar Tropfen davon auf ein Tuch gebracht, diesem für einige Tage einen angenehm würzigen Duft. Die sonstigen Weine des Kellers waren fast alle einfache Elsässer Landweine. Ich glaube, wenn man dem Weinbau im Elsaß noch mehr Sorgfalt widmete, könnte man noch viel bessere Ware erzeugen, als es heute der Fall ist. Da wäre, meines Erachtens, noch ein sehr beachtenswertes Feld für lohnende Verbesserungen.

Die Jahre, welche ich in Straßburg zubrachte, von 1872 bis 1883, waren ruhige und glückliche zu nennen und — ich glaube mich nicht zu irren — wir wären mit der inneren Angliederung wenigstens des Elsaß an das alte deutsche Mutterland viel weiter gekommen, wenn wir das ruhige, feste, zielbewußte Regiment des ersten Oberpräsidenten der Reichslande, des Herrn v. Möller, ihm möglichst lange belassen, oder ganz in seinem Sinne weiter geführt hätten. Noch besser wäre es meiner Meinung nach gewesen, wenn man das Elsaß an Bayern und Baden verteilt und Preußen die Sorge für Lothringen zugewiesen hätte. Soweit ich erfahren habe, soll Bismarck s. Z. überhaupt nicht für die Annexion von Lothringen gewesen sein, der Ansicht v. Moltkes aber, wenn auch ungerne, nachgegeben haben. Bei einer solchen Verteilung wären ja die anderen größeren deutschen Staaten, insbesondere Sachsen und Württemberg, freilich leer ausgegangen. Aber, kann man fragen, ist es denn immer ein Gewinn für das Glück eines Staates und seiner Bewohner, wenn er sich an Land und Leuten vergrößert? Ich meine, mit diesen Vorstellungen müssen wir einmal aufräumen, namentlich mit allen gegenseitigen Eifersüchteleien im Deutschen Reiche selbst. Da muß es heißen: Erst Deutschland, dann Baden, Mecklenburg, Sachsen, Preußen usw.! Leicht hätte man Württemberg mit den Hohenzollernschen Landen und Sachsen, da eine geographische Entschädigung nicht gut tunlich war, durch einen höheren Anteil an der Kriegsentschädigung zufriedenstellen können. Der Einwand, daß der König von Preußen als Hohenzoller nicht gut seine Hohenzollernschen Lande hätte abtreten können, wurde hinfällig, seit er nicht nur König von Preußen war, sondern auch die deutsche Kaiserkrone trug.

Was die Frage der Belassung Lothringens mit Metz an Frankreich anlangt, so entsinne ich mich einer mir sehr interessanten Unter-

redung, welche ich bei einem meiner Besuche in Paris mit einer größeren Anzahl französischer Kollegen hatte. Das Gespräch war auf die Politik gekommen. Allgemein, von französischer, wie von deutscher Seite — es waren außer mir noch einige Deutsche anwesend — bedauerte man, daß unleugbar ein gespannter Zustand zwischen Deutschland und Frankreich bestehe. Ich bestritt, daß die Aktivität der Spannung auf deutscher Seite vorhanden sei. Man erwiderte mir, Deutschland halte aber das eine Ende des gespannten Kabels fest, das sei Metz mit Deutsch-Lothringen. Man möge das an Frankreich zurückgeben, das sei französisches Blut- und Sprachgebiet, dann würde die Spannung aufhören und zwischen Frankreich und Deutschland werde sich ein offenes, gutes Verhältnis herstellen lassen. Das Elsaß, das gebe man in Frankreich zu, sei deutsches Blut- und Sprachgebiet, dessen Verlust man verschmerzen werde. Wir haben lange über dieses nach Ort, Zeit und Teilnehmern heikle Thema gesprochen, auch mit voller Wärme, aber rein sachlich<sup>1</sup>. Ich kann nicht leugnen, daß ich eine Lösung der Spannung auf dieser Basis und dann ein Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland gern gesehen hätte. Frankreich mit Deutschland im Bunde könnte der Welt die Ruhe bringen und gebieten! —

Möller verblieb leider nicht lange an der Spitze der Verwaltung Elsaß-Lothringens. Es hieß, daß er mit Bismarck in Mißhelligkeiten gekommen sei. Mir ist nichts Näheres darüber bekannt geworden. v. Möllers Nachfolger wurde der Feldmarschall v. Manteuffel, dem man als Alter Ego in Zivilverwaltungssachen den Staatssekretär Herzog zur Seite gab. Es war dies, wie sich bald herausstellte, eine ungünstige Lösung. v. Manteuffel war in den eigentlichen Verwaltungsgeschäften der Lage nicht gewachsen, mochte aber doch sich Herzog nicht in allen Dingen fügen, so daß Einer den Anderen hemmte. Er suchte dann auf der anderen Seite sich bei den Elsässern populär zu machen, griff aber mit seiner Art dabei doch fehl. Eine kleine Anekdote möge zur Beleuchtung dieser Dinge hier mitgeteilt

<sup>1</sup> Es war mir sehr interessant, etwa ein Jahr nach der Niederschrift dieser Zeilen in dem Buche Otto Hammanns: „Um den Kaiser“, Berlin 1919, Verlag von Reimar Hobbing, S. 44, zu lesen, daß der Verfasser oft aus französischem Munde ähnliche Äußerungen gehört habe. Die hier mitgeteilte Meinung scheint demnach in Frankreich weitere Verbreitung gehabt zu haben.

sein. Der Feldmarschall pflegte öfters in einem Baumgange in der Nähe der Orangerie bei Straßburg zu spazieren. Der Gang führte zu einer kleinen, bürgerlichen Wirtschaft, bekannt unter dem Namen „Bäckehiesel“. Dort begegnete er eines Tages einem biederen Straßburger Handwerksmeister, redete ihn freundlich an und beide wandelten im Gespräch einige Male auf und ab. Als sie wieder in die Nähe des Bäckehiesels kommen, klopft der Straßburger mit einem Male dem Marschall zutraulich auf die Schulter und sagt: „Wie wärsch, wenn mer im Bäckehiesel noch 'en Schoppen trinke täten?“ Was aber freundlichst abgelehnt wurde. — Gewiß, Manteuffel hatte die besten Absichten, aber die Art, wie er sie zu verwirklichen suchte, war nicht die richtige.

Nachher hat man oft mit dem Statthalter, der bald die Bezeichnung „Oberpräsident“ ersetzte, gewechselt. Der eine versuchte es mit der festen, der andere mit der milden Hand; aber Niemand kam dem Ziele, Elsaß-Lothringen sich als Glied des Deutschen Reiches fühlen zu lassen, näher, ja es muß zugestanden werden, wir waren diesem Ziele unter v. Möller näher als später unmittelbar vor Kriegsausbruch. Woran lag das? Ich will versuchen, darauf eine Antwort zu geben, soweit ich darüber etwas sagen kann.

Der Hauptgrund lag meines Erachtens in der Zwitterstellung des Landes, verbunden mit der Zusammenschweißung zweier so völlig verschiedener Volksstämme, wie der echt alamannisch-deutschen Elsässer und der frankogallischen Lothringer. Dadurch, daß Elsaß-Lothringen nicht als vollberechtigter Bundesstaat an Deutschland angegliedert wurde, blieb sowohl bei seinen Bewohnern, wie auch bei den Franzosen der Gedanke bestehen, daß die ganze Sache doch nur ein Provisorium sei, daß schließlich doch einmal der Tag kommen werde, an welchem das Reichsland wieder mit Frankreich vereinigt werden würde. Anders wäre es gewesen, wenn man Elsaß-Lothringen in der vorhin angegebenen Weise verteilt hätte, oder es dem größten Bundesstaate von vornherein einverleibt hätte, oder endlich, als vollberechtigten Bundesstaat mit eigener Regierung an Deutschland alsbald angegliedert hätte; jedenfalls hätte man sich damit der Sympathien der elsässischen Bevölkerung für Deutschland am meisten versichert. So wie es tatsächlich eingerichtet wurde, schuf man sich für die Verwaltung die denkbar schwierigste Lage, der ein Mann

von Möllers Verwaltungskraft noch gewachsen war, die mit der Zeit jedoch immer schwieriger werden mußte. In der Beamenschaft des Reichslandes befanden sich Männer aus allen Teilen Deutschlands, vorzugsweise jedoch aus Preußen, von denen ein Teil wenigstens dem elsässischen Wesen fremd blieb. Ich will gewiß nicht sagen, daß die aus Preußen, selbst aus dem viel angefeindeten Ostelbien stammenden Beamten, weniger tüchtig und weniger guten Willens gewesen seien, als etwa die aus Süddeutschland stammenden. Der Brandenburger, Pommer, Schlesier, West- und Ostpreuße steht in Nichts dem Deutschen aus den übrigen Teilen des Reiches nach; er ist ebenso tüchtig, pflichtgetreu und wohlwollend wie die West- und Süddeutschen, er hat jedoch eine andere Art sich zu geben, die dem Süddeutschen und besonders auch dem Elsässer fremd bleibt, so daß Mißverständnisse leichter aufkommen und schwerer beseitigt werden. Durch die in Preußen seit langem eingeführte straffe militärische Durchbildung eines großen Teils des Volkes ist ein Ton in die Beamtenwelt, namentlich auch in die untere, die mit dem Volke am meisten in Berührung steht, gekommen, den ich als „Kommandoton“ bezeichnen möchte, der sicherlich nicht verletzen will, leicht jedoch bei Allen, denen er völlig fremd ist, so wirken kann.

Es ließ sich leicht feststellen, daß die Süddeutschen im Elsaß beliebter waren als die Norddeutschen, insbesondere die Preußen. In Straßburg lag damals auch ein württembergisches Regiment in Garnison; wenn dieses mit seiner Musik an der Spitze durch die Straßen marschierte, dann kamen die Bewohner gern an die Fenster und vor die Türen und man sah es ihren Mienen an, daß sie sich über das Regiment freuten; hier und da wurde auch ein freundlicher Gruß zugewinkt. Anders, wenn das preußische Regiment entlang zog; da bemerkte man kaum etwas von einer Teilnahme. Die Süddeutschen hatten es eben mit den stammverwandten Elsässern leichter, schon der Sprache wegen; aber auch in ihrer ganzen Art sich zu geben und mit den Elsässern zu verkehren lag etwas Annäherndes an die elsässische Weise. Das hätte man beizeiten bedenken und namentlich alle Beamten, die unmittelbar mit dem Volke verkehren, indessen auch die Kreisdirektoren und die überwiegende Mehrzahl der höheren Beamten, den Statthalter an der Spitze, aus Süddeutschland wählen sollen. Ebenso die im Elsaß garnisonierenden Regimenter; dann

wäre sicherlich die unliebsame Zaberner Affäre, die durch die verkehrte Art, wie sie militärischerseits behandelt wurde und wegen eines „Wackes“ die ganze Welt aufregte, wohl nicht so aufgebauscht worden. Grundsätzliche Behandlung der Dinge ist ja sicher gut; man muß aber zu unterscheiden wissen; das ist hier nicht geschehen. Nicht immer muß bei Zusammenstößen zwischen Bürgertum und Wehrmacht in Friedenszeiten die Militärpartei die Dinge nach dem Schema „F“ bis zum äußersten treiben. Das sei ihr in Kriegzeiten, bei ernster Sachlage, gern zugestanden; aber bei solchen Anlässen, wie seinerzeit in Zabern, hätte das militärische Ansehen nichts eingebüßt, wenn man den jungen Offizier — er ist inzwischen für sein Vaterland gefallen, Ehre seinem Andenken! — in der Stille für ein paar Wochen beurlaubt und nachher in eine andere Garnison versetzt hätte.

Was macht uns Preußen denn vielfach so unbeliebt bei anderen Volksstämmen, süddeutsche Reichsbrüder nicht ausgenommen? Es ist, wie vorhin erwähnt, ein gewisser befehlshaberischer Ton mit einer Färbung „von oben herab“, der uns militärisch anerzogen ist und leicht in wenig angenehmer Weise hervortritt, wenn Jemand, der dazu befugt ist, eine Anordnung gibt. Bei uns betrachtet jeder Beamte von der untersten Stufe an, und auf dieser Stufe gewöhnlich am ausgesprochensten, Alle, zu denen er als Anordner zu sprechen hat, als seine Untergebenen und dabei kommt dann, vielfach ihm selbst unbewußt, der Ton heraus. Er will ja damit auch gar nicht verletzen; aber er verletzt doch Jeden, der diesen Ton nicht gewohnt ist. Wir Preußen, namentlich die Ostelbier und Berliner, empfinden das nicht so; wir sind's gewohnt, wissen auch, daß der Anordnende nicht verletzen will; aber ein Süddeutscher und insbesondere ein Elsässer versteht das nicht. Ich erwähnte bereits, wie unangenehm mir die Art auffiel, mit der der damalige Universitätsrichter bei meiner Immatrikulation in Berlin verfuhr; sicherlich hat er dabei nicht gedacht, daß er damit anstoße. Wie oft hat es mich schon verdrossen, wenn ich hören mußte, in welchem Tone vielfach unsere Schutzleute ihre gewiß berechtigten Anordnungen trafen. Viel williger wären diese sicherlich befolgt worden, wenn eine andere Tonart angeschlagen worden wäre. Wer, wie ich, gesehen hat, in wie einfacher Weise durch Erheben und Signalisieren mit ihrem Stabe auf dem Broadway

in New-York die Polizeimannschaften die gewaltige Menschenflut leiten und alles ruhig und richtig vor sich geht, der lernt begreifen, daß es auch noch eine andere Weise gibt, die Menschen zu leiten als die oft bei uns beliebte.

Es ist merkwürdig, daß die Süddeutschen, selbst wenn sie einmal im Ärger harte Töne anschlagen, damit nicht so verletzend wirken. Ohne meinen bayerischen Reichsbrüdern zu nahe zu treten, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß man dort in „Dur“ ebenso gut zu sprechen versteht, wie in „Moll“, vielleicht noch besser; aber das wirkt dort nicht so verletzend. Das liegt meines Erachtens darin, daß dabei das Register „von oben herab“ fehlt, was die preußischen Befehle so oft begleitet. Es wäre sicherlich zu wünschen, daß wir dieses Register außer Spiel setzten; unsere mit Recht vielgerühmte preußische Ordnung würde dadurch nicht verlieren, unser Ansehen daheim und draußen nur gewinnen!

Die hier vertretene Ansicht, Elsaß-Lothringen wäre am besten an Deutschland geknüpft worden durch die Einverleibung teils in süddeutsche Staaten, teils (und zwar Lothringen), in Preußen, hatte ich mir während meines Straßburger Aufenthaltes gebildet und habe sie bis in den Weltkrieg hinein festgehalten. Sie wurde von vielen Straßburger Kollegen geteilt. Andere waren der Ansicht, daß man dem eroberten Gebiete gleich volle Selbstverwaltung, ja, die Autonomie hätte geben sollen. Jetzt, nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges, frage ich mich, ob nicht ein schon vor dem Kriege bestehendes autonomes Elsaß, selbst mit dem hinzugelegten Teile Lothringens, das beste gewesen wäre? Sicherlich war die Lage der Dinge, wie sie unmittelbar vor dem Kriege von 1914 bestand, das Reichsland Elsaß-Lothringen, für uns die ungünstigste.

Auch während des Krieges ist unsererseits durch viele unnötige und hart empfundene Maßnahmen die Anhänglichkeit an Deutschland, die schon in manchen elsässischen Kreisen gewonnen war, wieder stark zurückgedämmt worden. Den Wünschen der Elsaß-Lothringer würde es auch jetzt noch, nachdem sie, wie die Franzosen und französisch gesinnte Elsässer euphemistisch sagen, dem „Mutterlande“ wieder gewonnen sind, am meisten entsprechen, wenn Elsaß-Lothringen, oder doch das Elsaß, einen besonderen Staat, vielleicht mit Anschluß an die Schweiz, bildete. Die Liebe zum galloromanischen

„Mutterlande“ hat sich, wie die neuesten Kundgebungen zeigen, merklich abgekühlt.

Ehe ich meine Erinnerungen an Straßburg und an das Elsaß abschließe, noch einige Zeilen über Land und Leute, die ich in mein Tagebuch niederschrieb, als ich 1883 von Straßburg Abschied nahm. Es hieß dort:

„Gut erinnere ich mich noch des Augenblicks, in dem ich 1872 bei meiner Einreise in das Elsaß von fern das Straßburger Münster zum ersten Male erblickte; es war ein freundlicher, schöner Frühlingstag. Seither ist mir der hochragende Münsterturm immer als das Wahrzeichen einer neuen Heimat erschienen. — Seit ich selbst Angehöriger des Elsaß war, begreife ich die Liebe der Elsässer für ihr Heimatland; ich habe Land und Leute hochschätzen und lieben gelernt. Lothringen ist mir weniger zusagend erschienen; es ist ein deutlicher Unterschied zwischen beiderlei Land und Leuten. — Schlicht und bieder in dem vollen Sinn, wie der Norddeutsche in Hannover, Braunschweig, Westfalen, Mecklenburg, Schleswig-Holstein u. a. ist der Elsässer nicht. Es mischt sich in seinen sonst echt deutschen Charakter etwas mehr Berechnung und Wahrnehmung eigenen Vorteils, ich möchte sagen, etwas mehr von der Deutsch-Schweizerart. Das hat, meines Erachtens, nicht etwa die Berührung mit den Franzosen zuwege gebracht, es liegt in der ursprünglichen Natur des Volkes. Es tut dies aber dem Werte der Leute keinen Eintrag, da es nie in unangenehmer Weise hervortritt und ein Wort stets als Wort gehalten wird, so daß nirgends in deutschen Landen größere Ehrlichkeit in Handel und Wandel gehalten wird, als im Elsaß. Dabei sind Sinn und Sitte der Leute einfach, treu dem Angeerbten, von dem sie nur ungern lassen. Sie haben alle einen mehr oder minder glücklich sich äußernden derben Humor, der derselbe geblieben ist, wie zu den Zeiten der Fischart, Sebastian Brant und ~~Arnold~~; man vergleiche auch „Arnolds Pfingstmontag“. Sie vertragen diesen satirischen Humor ebenso leicht, als sie ihn für Andere verwenden; jedoch muß man als Nicht-Elsässer schon ihr Vertrauen gewonnen haben, wenn sie ungescheut sich preisgeben und den gleichen Ton auch von anderer Seite annehmen sollen. Ich darf von mir wohl sagen, daß ich mir dies Vertrauen erworben hatte. Der Sinn für Titulaturen, Zeremoniell und dergleichen, der namentlich im

nordöstlichen Deutschland, aber auch in Deutsch-Österreich so stark hervortritt, ist im Elsaß unbekannt; nirgends tritt die Überflüssigkeit eines „Geheimrat“, eines Wohlgeboren, Hochwohlgeboren und Hochgeboren, so wie das Festkleben am „Leutnant“, wenn man es zum Leutnant der Reserve gebracht hat, mehr hervor, als wenn man eine Zeitlang unter den Elsässern gelebt hat. Sie verfallen dabei nicht etwa in ein auffälliges Gegenteil; auch sie halten etwas auf Rang und Stand, nehmen eine Auszeichnung, wie etwa einen Orden, gern an, machen aber nicht bei jeder Gelegenheit für die Außenwelt Gebrauch davon. Sehr wohltuend berührte mich bei ihnen die Wertschätzung des Menschen als solchen und die Art des Verkehrs zwischen Hoch- und Niedriggestellten, zwischen Herren und Dienern; man kennt dort weder Herablassung noch Unterwürfigkeit, wobei Jeder doch zu seinem Recht kommt und sich seiner Stellung wohl bewußt ist. Daß man bei uns Jemandem die „Leutseligkeit“ als besonderes Verdienst preist, das wird dort kaum verstanden. Angenehm berührt dort auch der Friede zwischen den verschiedenen Konfessionen, der übrigens zu meiner Jugendzeit, in Westfalen wenigstens, auch herrschte. Die Leute leben gern gut, verschwenden aber nicht. Sie haben es eben und knausern damit nicht. Ein angenehmer Wohlstand geht fast durchs ganze Land; so kommt es auch, daß die Auswüchse des Sozialismus dort nicht Boden fassen. Körperlich finden wir bei beiden Geschlechtern im Durchschnitt einen schönen und kräftigen Schlag. Auffallend ist die große Zahl schöner und stattlicher Frauen in und um Straßburg.“

Unter den jüngeren Professoren, die damals nach Straßburg berufen wurden, trat bald Friedrich Althoff hervor, nicht in seiner Eigenschaft als Universitätslehrer oder als Forscher auf dem von ihm vertretenen Gebiete (französisches Recht), sondern als Beamter. Althoff war damals Assessor und dem Oberpräsidium zugeteilt. Wir Professoren merkten bald die Hand Althoffs in allen Universitätsangelegenheiten, bei denen die Regierung in Frage kam, und es dauerte nicht lange, bis es klar wurde, daß man seitens der Regierung vorzugsweise und gern seinen Ansichten folgte. Der bedeutende, zielbewußte und geschickte Verwaltungsbeamte, als der Althoff sich in seiner späteren Stellung als Ministerialdirektor der Unterrichtsabteilung des Preußischen Kultusministeriums erwies, trat

schon in Straßburg in seinen Grundlinien hervor. Bei der medizinischen Fakultät in Straßburg erwarb sich allerdings Althoff damals keine Beliebtheit, da er bei den vielfachen Reibereien zwischen ihr und dem Bürgerspital mehr die Interessen des letzteren zu vertreten schien.

Während meiner Lehrtätigkeit in Straßburg bot sich mir, außer der vorhin schon erwähnten Möglichkeit, der Wiener Universität anzugehören, noch zweimal Gelegenheit, in den Lehrkörper einer anderen Universität einzutreten und zwar 1878 nach Bischoffs Emeritierung als dessen Nachfolger in München und bereits 1874, nach meines Freundes Max Schultzes Tode, in Bonn. Ich kann nicht leugnen, daß beide Gelegenheiten mich sehr beschäftigten. Besonders verlockend war mir die Nachfolge Max Schultzes, und es schien auch der Preußischen Unterrichtsverwaltung daran gelegen zu sein, mich in Bonn anzustellen. Wenigstens wurde mir von dem damaligen Referenten in dem genannten Ministerium, Professor Göppert jun., eröffnet, daß man mich bestimmt berufen werde, falls die Reichsregierung mich freigegeben würde. Bei der zuständigen Reichsstelle sagte man mir, daß man mich zwar nicht freigegeben könne, daß ich mich jedoch als von Preußen aus berufen ansehen solle und meine Bedingungen für mein Verbleiben in Straßburg stellen möge. Diesem Entgegenkommen war nicht zu widerstehen; ich sprach den berechtigten Wunsch aus, daß man mich in meinem Gehalte mit den vor mir nach Straßburg berufenen Fakultätskollegen gleichstellen möge, was glatt bewilligt wurde; in fünf Minuten war die Sache entschieden; ich blieb in Straßburg.

Ich wäre, das merkte ich bald, je länger ich nun da war, gern für meine Lebenszeit dort geblieben, wenn es sich zum dritten Male nicht um Berlin gehandelt hätte, wo mir ein so viel höheres Einkommen aus meiner Lehrtätigkeit sicher war, daß ich im Interesse meiner Familie nicht anders handeln konnte, als die mir angetragene Stelle anzunehmen. Ich erhielt als erste Nachricht bald nach Pfingsten 1883 einen Brief Henles, worin er mir mitteilte, daß Reichert zurücktreten werde und daß man plane, mich an dessen Stelle zu berufen; zugleich riet er mir, den Ruf anzunehmen. Einige Wochen später teilte mir Rudolf Virchow mit, daß die Berliner Fakultät mich einstimmig zum Nachfolger Reicherts vorgeschlagen habe.

Am 14. Juli kam dann ein Telegramm Althoffs, der damals schon Referent für die Personal-Angelegenheiten im Kultusministerium war, in welchem er mich einlud, nach Baden-Baden zu kommen, um mit ihm über die Annahme der Berliner Stelle zu verhandeln. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wurde unter Blitz und Donner eines ungewöhnlich heftigen Gewitters, im Bayerischen Hofe zu Baden-Baden die Angelegenheit erledigt und zu einem für beide Teile befriedigenden Ende geführt. Die Verhandlungen verliefen um so glatter, als beide Teile ja persönlich bereits seit Jahren einander bekannt waren. Ich hatte hinreichend Gelegenheit, mich von der Umsicht Althoffs und von seinem Geschick, wie er alles vorgesehen hatte und Schwierigkeiten zu ebnen wußte, vollauf zu überzeugen. Es tat mir wohl, zu erfahren, daß Althoff bemüht war, meinem alten Lehrer Reichert, den ich noch bei dessen Lebzeiten zu ersetzen berufen wurde, das Scheiden aus seinem Amte möglichst zu erleichtern. Er fragte mich um meine Ansicht, wie das wohl am besten zu erreichen sei. Da ich Reichert und dessen Neigungen genau kannte, so wurde mir die Antwort nicht schwer. Ich schlug vor, Reichert die Direktion des großen vergleichend-anatomischen Museums, welches wesentlich von Rudolphi und Johannes Müller begründet und im Universitätsgebäude untergebracht war, zu belassen und ihm dort den ihm vertrauten Präparator Wickersheimer und einen Diener beizugeben. Ich lege, sagte ich, vor der Hand keinen Wert darauf, diese Sammlung in Leitung zu übernehmen; mir möge das Anatomische Institut, welches unter Reicherts Leitung im Garten der Tierärztlichen Hochschule 1868 erbaut worden war, übertragen werden; ich sei außerdem gern erbötig, falls Reichert Wert darauf lege, ihm dort einige Zimmer nebst der nötigen Dienerhilfe zur Verfügung zu stellen. Althoff dankte mir, noch mehr aber Reichert, dessen geheimsten Wünschen ich mit diesen Vorschlägen entgegengekommen war; ich wußte ja, wie sehr er an dem vergleichend-anatomischen Museum hing und es war mir eine große Freude, auf diese Weise ihn ohne Bekümmernis aus seiner bisherigen Stellung scheiden zu sehen. Als wir uns im Oktober 1883 in Berlin zum ersten Male wiedersahen, fiel er mir um den Hals und sagte in seinem unverfälschten ostpreußischen Dialekte: „Waldeyer, Sie sind ein Ängel!“  
So lange es uns beschieden war, noch zusammen zu bleiben, ver-

kehrten wir in gegenseitigem freundschaftlichem Vertrauen. Reichert las im Wintersemester ein Kolleg über die Anatomie des Gehirns und gab einen mikroskopisch-anatomischen Übungskursus, wobei ihm Wickersheimer behilflich war, beides im Anatomischen Institut, so daß wir uns täglich dort begrüßten. Er liebte es, nach diesem Kursus noch ein Plauderviertelstündchen auf dem Sofa in seinem Zimmer mit mir abzuhalten, während er behaglich eine Zigarre rauchte. Doch nicht lange mehr sollte es so bleiben. Im Dezember sagte eines Tages Reichert bei unserer Unterhaltung, er fühle sich heute so schwach, daß er sich nicht getraue, allein die Treppe zu seiner Wohnung, die im benachbarten Verwaltungsgebäude der Tierärztlichen Hochschule gelegen war, hinaufzugehen; ich möge ihm den Anatomieinspektor Gellzuhn zu seiner Unterstützung mitgeben. Diese Schwäche mußte meinen alten Lehrer und Kollegen plötzlich überfallen haben, denn er hatte noch vorher seine Vorlesung gehalten. Wir sprachen noch eine Weile, dann reichte mir Reichert bewegt die Hand, es war unser letzter Händedruck. Der Inspektor berichtete mir, er habe Reichert fast mehr die Treppe hinauftragen müssen, als ihn führen. Zwei Tage darauf suchte ich Reichert in seiner Wohnung auf, um mich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen und ihn, wenn möglich, selbst zu sehen und zu sprechen; es wurde mir aber mitgeteilt, er sei zu schwach, um noch Jemanden empfangen zu können. Wenige Tage darauf, am 21. Dezember 1883, erlöste ihn der Tod.

Ich übernahm nun auch die Verwaltung des Museums in der Universität, hatte aber nur die Aufgabe, dasselbe aufzulösen und auf die einzelnen Universitätsinstitute zu verteilen, die an den dort angesammelten Schätzen Interesse hatten, da die Universität die Museumsräume dringend zur Erweiterung ihrer Vorlesungssäle benötigte. Außer der Anatomischen Anstalt kamen in Betracht das Zoologische Museum und das Zoologische Institut, beide in erster Linie. Dann das Pathologische Institut und das Geologisch-paläontologische Institut. Es war keine kleine Arbeit, die Verteilung gemäß den Wünschen der einzelnen Institutsleiter durchzuführen, und ich muß hier rühmend der Tätigkeit meines Kollegen und Prosektors am Anatomischen Institute, Robert Hartmann, gedenken, der mit Hilfe des sehr erfahrenen und zuverlässigen Präparators Wickersheimer in verhältnismäßig kurzer Zeit die Überführung erledigte.